

Erfahrbarkeit des Glaubens in ökumenischer Gemeinschaft*

VON KLAUS SCHMIDT

Das Thema geht zurück auf die letzte Konsultationstagung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Bundesrepublik (ACK) mit den regionalen Arbeitsgemeinschaften im November 1976 in Dorfweil/Ts. Dort hatte sich eine Arbeitsgruppe gebildet, die über „Schwerpunkte ökumenischer Arbeit und koordinierte Zusammenarbeit“ nachdachte. Sie kam zum Vorschlag eines Arbeitsthemas für die kommenden zwei Jahre: Erfahrbarkeit des Glaubens in ökumenischer Gemeinschaft. Die Arbeitsgruppe nannte als Konkretion dieses Themas drei Schritte: 1. Kennenlernen; 2. Gemeinsamkeiten entdecken; 3. Gemeinschaft finden. Damit war in etwa schon angedeutet, was mit dem Ausdruck „Erfahrbarkeit des Glaubens“ gemeint ist: die Christen und Kirchen, die sich in der ökumenischen Arbeit begegnen, sollten einander ihren Glauben erfahrbar, mitteilbar, verstehbar machen – umgekehrt ausgedrückt: die Christen und Kirchen sollten einander in ihrem Glauben kennenlernen – nicht nur in ihren Schriften und Bekenntnissen, sondern in ihren zentralen Lebensvollzügen, Taufe, Eucharistie, anderen Sakramenten, Frömmigkeitsformen, in der Art und Weise, wie sie Seelsorge betreiben, wie sie Buße üben, wie sie ihren Dienst am Nächsten und in der Welt versehen. Und dieses qualifizierte Kennenlernen, so sagte man, würde zum Entdecken von Gemeinsamkeiten führen, und von dort würden Christen und Kirchen dann auch eine neue, immer neue ökumenische Gemeinschaft finden.

Mit diesem Thema sollte die Notwendigkeit betont werden, die Mitte des Glaubens in den konfessionell je unterschiedlich geprägten Formen des Gottesdienstes, der Frömmigkeit, des Zeugnisses und des Dienstes sichtbar zu machen; zugleich sollte damit eine Möglichkeit aufgezeigt werden, die geistlichen Güter der unterschiedlichen Traditionen kennen und schätzen zu lernen, zur gegenseitigen Bereicherung und Erneuerung. Dieser Prozeß des Mitteilens, so sagte man damals, mußte auf allen Ebenen geschehen, am Ort von Gemeinde zu Gemeinde, in Studienkreisen durch Reflexion der dadurch verbundenen theologischen Fragen, in Modellversuchen und auf Tagungen.

* Der Beitrag ist die geringfügig überarbeitete Form eines Referates, das der Verfasser am 17.11.1977 im Rahmen einer Klausurtagung des Ökumenischen Rates Berlin zum Thema „Erfahrbarkeit des Glaubens“ gehalten hat.

Das Thema ist auch zu sehen im Zusammenhang mit dem Referat, das Hans-Jörg Urban auf dieser Konsultationstagung hielt: Was verwirklichen wir in unseren Arbeitsgemeinschaften christlicher Kirchen?¹ Er sprach darin von einem kritischen und einem konstruktiven Prinzip ökumenischer Theologie. Das kritische Prinzip fordert, daß im ökumenischen Dialog die Überschüsse sich zu legitimieren haben (z.B. die katholische Marienverehrung gegenüber der alleinigen Heilsmittlerschaft Christi); das konstruktive Prinzip würde die Defizite veranlassen, sich zu rechtfertigen: Warum spielt in eurer Tradition die Epiklese eine so geringe Rolle? Warum ist in eurer Kirche das Charisma der Zungenrede untergegangen? Um sicherzustellen, daß ökumenische Theologie nicht ein Reduktions-, sondern ein Mehrungsprozeß sei, forderte Urban, in Zukunft neben dem unverzichtbaren kritischen auch das konstruktive Prinzip stärker zu beachten, d.h. die Fülle von Elementen christlicher Tradition zum Maßstab zu machen, nicht nur den kleinsten gemeinsamen Nenner.

Ökumene nicht als Reduktions-, sondern als Mehrungs- oder Bereicherungsprozeß, sowohl kritische als auch konstruktive Methode ökumenischer Theologie, also gegenseitiges In-Frage-Stellen und gegenseitige Bereicherung, das ist der Hintergrund der Arbeit unter dem Thema „Erfahrbarkeit des Glaubens in ökumenischer Gemeinschaft“.

Jetzt, ein gutes Jahr nach dieser Konsultationstagung, gilt es, eine Zwischenbilanz zu ziehen und Perspektiven der Weiterarbeit aufzuzeigen. Es legt sich nahe, zunächst zu berichten, was in den verschiedenen regionalen Arbeitsgemeinschaften in Deutschland zu diesem Thema bisher erarbeitet wurde; in einem zweiten Teil sollen einige Modelle vorgestellt werden im Hinblick auf das Thema der Regionaltagungen der Ökumenischen Centrale für 1978: „Auf dem Wege von der Begegnung zur Gemeinschaft“; schließlich versuche ich in einem dritten Teil, einige theologische Perspektiven aufzuzeigen, die zu einer näheren Bestimmung des Begriffes „ökumenische Gemeinschaft“ führen könnten.

Erfahrbarkeit des Glaubens

Die Erfahrungen, die nach jetzt einem Jahr der Arbeit an unserem Thema einzubringen sind, können ermutigen:

Die Regionaltagung der Ökumenischen Centrale für das Gebiet Rhein-Main Anfang Februar 1977² stand unter dem Thema „Den Glauben sichtbar machen – der geistliche Ökumenismus in den Gemeinden“, behandelte also ganz konkret – vor allem in den Arbeitsgruppen – die Fragen des gegenseitigen Kennenlernens in den Formen von Gottesdienst, von Frömmigkeit, Zeugnis und Dienst. Sehr ermutigend war z.B. die Bemerkung eines katholischen Pfarrers am Schluß die-

ser Tagung: „Jetzt kann ich endlich meinen Leuten sagen, daß sie keine Angst mehr vor der ökumenischen Bewegung zu haben brauchen, weil es darin nicht um Reduktion geht, sondern um einen fruchtbaren Austausch zur gegenseitigen Bereicherung.“

Genau vom anderen Ende her, eben dieser Angst, hat die ACK-Baden-Württemberg das Thema – nicht im Wortlaut, aber dem Inhalt nach – aufgegriffen: „Ökumene vor der Barriere Angst“ lautete das Thema ihrer Tagung Ende September 1977. Wie Manfred Plate in „Christ in der Gegenwart“ berichtete,³ wurde als Kern dieser Angst ermittelt: Die Barrieren der Ökumene haben etwas mit mangelndem christlichen Glauben zu tun! Und: Viele, die durch die ökumenische Bewegung – eingestanden oder nicht eingestanden – Angst eingeflößt erhalten, fürchten letztlich um ihre religiöse – nicht: konfessionelle – Identität. Die Lösung der Angst voreinander sah die Tagung darin, daß „Kernbereiche des religiösen Glaubens erweckt, erneuert, bekräftigt werden“. „Wenn wir nicht echte Tiefenerfahrungen unseres Glaubens machen“, erklärte ein Teilnehmer, „werden wir ökumenisch nicht weiterkommen.“ Das Vertrauenspotential des Christen muß durch ökumenische Begegnung erweitert werden.

Andere Arbeitsgemeinschaften haben das Thema wiederum von anderen Seiten her aufgegriffen. So hat die ACK-Südwest ihre Studentagung im Juni 1977 über „Frömmigkeitstypen unserer Kirchen“ gehalten. Das Hauptreferat galt dem „Gottesdienst, Gebet und der Frömmigkeitshaltung in der methodistischen Kirche“, Kurzreferate stellten den Glauben der anderen Mitgliedskirchen in seinen sichtbaren Formen, vor allem der Frömmigkeit, vor. Von besonderer Bedeutung waren hier – wie auch bei den anderen genannten Tagungen – die Gottesdienste, die in der Gemeinschaft der Teilnehmer selbst oder auch mit benachbarten Gemeinden gefeiert wurden. Denn letztlich geht es ja nicht um die Erfahrbarkeit, sondern um die Erfahrung des Glaubens in ökumenischer Gemeinschaft, und wo könnte diese dichter sein als im gemeinsamen Gottesdienst, der gerade nicht ein Potpourri aus allen möglichen bzw. gerade den anspruchslosesten Elementen verschiedener gottesdienstlicher Traditionen ist, sondern etwas in sich enthält von dem Reichtum der einen oder der anderen Kirche, die ihn gestaltet und darin die Mitte ihres Glaubens sichtbar, erfahrbar macht. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang an den Gottesdienst, der für 1977 zur Gebetswoche für die Einheit der Christen angeboten wurde. Er war stark geprägt von Elementen aus der orthodoxen liturgischen Tradition und wurde doch nach anfänglichem Zögern bereitwillig von den Gemeinden aufgenommen.

Wiederum eine andere Art, dieses gegenseitige Kennenlernen zu praktizieren, zeigte ein Studientag der ACK-Hamburg im Oktober 1976, auf dem der evangelische Bischof H. H. Harms und der katholische Weihbischof P.-W. Scheele

jeweils sehr persönlich zu dem Thema sprachen: „Warum ich evangelischer bzw. katholischer Christ bin und darin einen Wert sehe“.⁴

Ein gewisser Vorgriff auf die Weiterbehandlung des Themas war die Studientagung der ACK-Niedersachsen Anfang November 1977, die schon vorweg das Thema der Regionaltagungen der Ökumenischen Centrale 1978 behandelte: „Auf dem Wege von der Begegnung zur Gemeinschaft“. Dort zeigte sich, daß es sich dabei nicht etwa um einen Schritt weg von der Begegnung hin zur Gemeinschaft handeln kann. Ähnlich wie bei den „Schritten“ Kennenlernen, Gemeinsamkeiten entdecken, Gemeinschaft finden (Konsultationstagung in Dorfweil) geht es auch hier mehr um unterschiedliche Akzente eines einzigen Prozesses, Phasen eher als distinkte Schritte, die zeitlich und sachlich nicht nachgeordnet, sondern ineinander verwoben sind.

Soweit verschiedene regionale Arbeitsgemeinschaften das Thema von der Erfahrbarkeit des Glaubens aufgegriffen haben, so läßt sich vielleicht zusammenfassend sagen, haben sie entdeckt:

1. Wir dürfen beim gegenseitigen Kennenlernen unserer christlichen Traditionen uns nicht auf deren Lehre, die Dogmen oder Bekenntnisschriften beschränken, sondern das ganze kirchliche Leben muß in den Blick kommen, erfahrbar werden.⁵

2. Wir stehen in diesem Prozeß des ganzheitlichen Kennenlernens erst ganz am Anfang. Immer wieder kommt es z.B. vor, daß selbst alte ökumenische Hasen bei einer solchen Tagung feststellen, daß sie noch nie einen normalen Gottesdienst der anderen Tradition mitgefeiert haben.⁶

3. Ziel einer solchen Begegnung darf nicht sein, einander auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zu verpflichten, sondern eine gegenseitige Bereicherung, ein gemeinsamer Weg hin zu größerer Fülle, zu größerer Katholizität ist das Ziel.

Von der Begegnung zur Gemeinschaft

Die Ökumenische Centrale wird ihre Regionaltagungen im Januar und Februar 1978 unter das gemeinsame Thema stellen: „Auf dem Wege von der Begegnung zur Gemeinschaft“. Dabei werden sicherlich auch die Form und die theologische Qualifikation bestehender und anzustrebender ökumenischer Gemeinschaft zur Sprache kommen. Bei der Frage nach der künftigen Gestalt ökumenischer Gemeinschaft sollte es allerdings nicht nur um die – sicherlich notwendige – Diskussion verschiedener sogenannter Einheitsmodelle gehen; gerade im Rahmen regionaler und lokaler Arbeitsgemeinschaften besteht die Chance, diese Frage der Gemeinschaft vom Prozeß der Begegnung und des Kennenlernens her anzugehen, also nicht im freien Spiel der Gedanken, sondern aus der Erfahrung von

Glauben in den anderen Christen und Kirchen, die sich begegnen. Mit anderen Worten: Was die Gemeinschaft ist, auf die wir zugehen, lernen wir, indem wir einander begegnen; begegnen allerdings nicht zu irgendeinem Palaver oder in telegener Freundlichkeit, sondern begegnen in der gemeinsamen Suche nach der Wahrheit des Evangeliums, im Aufspüren des Geistes Gottes, wie er sich in den unterschiedlichen Traditionen manifestiert.⁷ Solche Begegnung geschieht im Gottesdienst, im Gebet, im ernsthaften theologischen Dialog, im gemeinsamen Dienst und Zeugnis vor der Welt. Beispiele aus der Praxis mögen dies verdeutlichen.

Bei der Suche nach ökumenischer Gemeinschaft kommt natürlicherweise den ökumenischen Gruppen und Gemeinschaften eine besondere Bedeutung zu. Als Beispiel sei die IEF (International Ecumenical Fellowship oder Internationale Ökumenische Gemeinschaft) genannt: eine internationale Vereinigung mit nationalen Sektionen,⁸ die ursprünglich von anglikanisch-katholischen Einheitsbestrebungen in Großbritannien herkommt, heute aber Christen aller Konfessionen umfaßt. Ich nehme diese Gruppe als Beispiel, weil sie wahrscheinlich die größte freie ökumenische Initiative in Westeuropa überhaupt ist und weil sie sehr ernsthaft ihre ökumenische Erfahrung theologisch reflektiert. Bei dieser Gruppe kommt besonders deutlich das personale Element zum Ausdruck, das gerade in der westlichen Tradition den christlichen Glauben kennzeichnet und deshalb mit eingehen muß in die Begegnung zwischen Christen verschiedener Konfessionen. Ökumenische Gemeinschaft als personale Begegnung von Glaubenden – so könnte man vielleicht ihr ökumenisches Ethos zusammenfassen. Und obwohl es zu begrüßen ist, daß gerade in Deutschland die ökumenische Zusammenarbeit in den letzten Jahren feste Strukturen gefunden hat, so liegt doch darin auch eine gewisse Gefahr, auf die ökumenische Gruppen und freie Initiativen immer wieder aufmerksam machen: daß Strukturen allein für die Wirklichkeit genommen werden, daß die personale Begegnung, das persönliche Engagement leicht im Geschäftigen untergehen können.

Diese IEF interpretiert die Gemeinschaft, die sie in ihren Gruppen, ihren ökumenischen Wochen, ihren regionalen und internationalen Treffen erlebt, folgendermaßen: Sie ist „eine ökumenische Erfahrung, die schließlich in der geistlichen Einsicht und ‚Entdeckung‘ gipfelt: Wir sind eins in Christus. In dieser ‚Entdeckung‘ liegt eine persönliche Berufung: Die Einheit in Christus muß, wenn sie einmal in dieser Weise ‚entdeckt‘ ist, durch einen entschiedenen Akt des Glaubens angenommen werden; jeder Christ hat die Freiheit, diesem Ruf zu folgen und dadurch seiner Kirche zu dienen. Diese Entdeckung ist zwar eine persönliche Erfahrung, aber darum doch nicht eine Sache des bloßen subjektiven Gefühls oder der privaten Frömmigkeit: In ihr bekundet sich die Wesenswirklichkeit der kirchlichen Einheit. Diese Einheit muß sichtbar gemacht werden, und

zwar vor der sichtbaren Eucharistiegemeinschaft, durch die gegenseitige Annahme im Namen und im Frieden Christi. Solche persönliche Einheit in Christus ist auch die Quelle allen ökumenischen Gesprächs und aller ökumenischen Übereinstimmung in Fragen der Lehre; sie ist heute die Voraussetzung für die Annahme (Rezeption) ökumenischer Ergebnisse und Übereinkünfte innerhalb der Kirchen. Der Aufruf zur Einheit im Sinne gegenseitiger Annahme im Namen Christi darf nicht als Tendenz zum ökumenischen Sektierertum, zur ‚dritten Konfession‘ mißdeutet werden: Solche Einheit ist vielmehr die Vorform und die Quelle konziliarer Gemeinschaft der christlichen Kirchen. Zu diesem Endziel ist die ökumenische Bewegung angewiesen auf ein engagiertes und gemeinsames Zeugnis derer, die untereinander ihre Einheit in Christus ‚entdeckt‘ und angenommen haben. Es ist die Berufung der IEF, den getrennten Kirchen heute ein solches Zeugnis zu geben“.⁹

Das jüngste Dokument der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung über „Eine Gemeinschaft von Ortskirchen in wahrer Einheit“¹⁰ ist ein Beispiel dafür, wie diese Erfahrungen ökumenischer Gruppen in ihrer Bedeutung für die Kirchen als Ganze gesehen werden. Denn bei aller berechtigten Betonung des personalen Charakters der Begegnung ist doch von allen – auch und gerade von diesen Gruppen – anerkannt, daß die ökumenische Bewegung nicht eine Sache einzelner Personen oder größerer oder kleinerer Gruppen und freiwilliger Zusammenschlüsse bleiben darf, sondern Auftrag für alle Kirchen und Gemeinden in ihrer Ganzheit ist: Kirchen und Gemeinden, die sich als solche auf den verschiedenen Ebenen ihrer Organisation z.B. zu Arbeitsgemeinschaften und Ökumenischen Räten zusammenschließen. Sicher sind damit nicht alle Probleme der ökumenischen Zusammenarbeit gelöst. Im Gegenteil: Wenn ganze Gemeinden sich auf den Weg der gegenseitigen Annäherung machen, dann treten Spannungen auf, Polarisierungen, die sich ja im gegenwärtigen Leben aller Kirchen sehr deutlich vernehmbar machen.

Die Ökumenische Centrale hat in den letzten eineinhalb Jahren in einem Modellversuch einmal experimentiert, wie eine solche Begegnung, ein solches Kennenlernen zwischen Gemeinden verschiedener Konfessionen in einer Stadt (Frankfurt) geschehen könnte.¹¹ Sie hat – nach Vorbesprechungen mit den Gemeindeleitern – eine Gruppe aus Mitgliedern von sieben verschiedenen Gemeinden gebildet (römisch-katholisch, griechisch-orthodox, evangelisch-landeskirchlich, methodistisch, baptistisch, alt-katholisch und Pfingstgemeinde). Diese Gruppe hat reihum die Taufgottesdienste jeder der beteiligten Gemeinden besucht. Zunächst wurde (schriftlich und/oder mündlich) eine Einführung in Taufverständnis und -praxis der jeweiligen Gemeinde gegeben, nach dem Gottesdienst blieb die Gruppe zu einem meist zweistündigen Gespräch zusammen.¹²

Der Hintergrund dieses Unternehmens war folgender: Wenn eine ökumenische Gemeinschaft am Ort zwischen den Gemeinden wachsen soll, dann müssen sich diese in ihren zentralen Lebensvollzügen kennenlernen. Diese müssen für andere als Ausdruck des Glaubens an Jesus Christus sichtbar und erfahrbar werden. Einer jener zentralen Lebensvollzüge jeder Gemeinde ist der Taufgottesdienst, in dem sie neue Mitglieder aufnimmt. In ihm wird deutlich, was nach dem jeweiligen Verständnis Gliedschaft am Leibe Christi, Mitgliedschaft in der Gemeinde bedeutet. In ihm zeigt sich in unmißverständlicher Weise das Selbstverständnis jeder Gemeinde. Wollte man also eine christliche Gemeinde oder die Tradition, die sie verkörpert, in der Tiefe ihres Glaubens an Christus und in der Gestalt, durch die sie diesem Glauben einen sichtbaren Ausdruck verleiht, kennenlernen, dann müßte man einmal ihren Taufgottesdienst verstehend mitfeiern.

Als Ergebnis des Modellversuchs ist zunächst etwas zu nennen, das negativ klingen könnte: die Erfahrung der Gestalten des Glaubens in anderen Gemeinden blieb den einzelnen Teilnehmern vorbehalten, sie konnte nicht direkt an die jeweils eigene Gemeinde weitergegeben werden. „Gemeinden begegnen einander in ihren zentralen Lebensvollzügen“ – das sah im einzelnen doch so aus, daß einige Glieder verschiedener Gemeinden allen beteiligten Gemeinden in ihrem Taufgottesdienst begegnet sind und sie so kennengelernt haben. Also nicht Begegnung von Gemeinde zu Gemeinde, sondern immer wieder: von einzelnen zu Gemeinden. Aber es wurden im Anschluß an den Versuch doch auch Überlegungen angestellt, wie diese Erfahrungen weitergegeben werden können in die eigene Heimatgemeinde hinein: durch Berichte, durch weitere Besuche bei Nachbargemeinden mit größeren Gruppen usw.

Das wichtigste Ergebnis aber ist wohl folgendes: Es hat sich gezeigt, daß an Hand der konkreten und reflektierten Erfahrung eines zentralen Vollzugs christlichen Gemeindelebens das Ganze des Glaubens in den Blick kommt. Bei vielen hat die Begegnung mit anderen Gestalten des Glaubens zur vertieften Rückbesinnung auf den eigenen Glauben geführt. Hier wurde also ökumenische Begegnung direkt zum Anstoß für eigene Erneuerung. Zum anderen erfuhren die Teilnehmer dieser Gruppe sehr deutlich, daß der persönliche Glaube wie auch das Leben einer einzelnen Gemeinde nicht mehr einfach absehen können von dem, was der Geist in anderen Christen und Kirchen wirkt. Der eigene Glaube wird in seinem Vollzug nur noch möglich im Hinhören und Hinsehen auf die geistliche Realität in anderen Kirchen und Gemeinschaften. Als Erneuerung und Vertiefung des eigenen Glaubens erweist sich so die ökumenische Begegnung als eine Weise der pastoralen Auferbauung der Gemeinde selbst. Wenn ökumenische Arbeit in diesem Sinne als qualifiziertes Kennenlernen des anderen betrie-

ben wird, dann kann sie wirklich durchgehende Perspektive des kirchlichen Lebens werden.

Ein drittes Beispiel für dieses Kennenlernen ist zu nennen, das zu einer Begegnung zwischen Kirchen als Ganzen, und zwar allen Kirchen auf der ganzen Welt führen könnte. Ich meine den sogenannten Ökumenischen Fürbittkalender, der derzeit von der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung in Zusammenarbeit mit dem vatikanischen Einheitssekretariat und mehreren Konfessionellen Weltbünden vorbereitet wird und an dessen deutscher Fassung die Ökumenische Centrale im Auftrag der ACK beteiligt ist. Das Anliegen dieses Gebetskalenders ist, daß alle christlichen Kirchen der Welt in einem jährlichen Zyklus füreinander Fürbitte tun und so ihre Verbundenheit im Geist, ihr gegenseitiges Eintreten vor dem Vater und ihr gemeinsames Bekenntnis zu Jesus Christus zum Ausdruck bringen. Vorgesehen ist ein Jahreszyklus von 48 Wochen, in dem jede Woche für die Kirchen in einer Region der Erde gebetet wird. Jeder dieser Wochen sind in dem Kalender vier Seiten gewidmet, von denen die erste Seite geschichtliche und aktuelle Informationen über die Situation der Kirchen in ihren Regionen gibt; die zweite Seite nennt die betreffenden Kirchen und schließt auch – in generellen Formulierungen – Ökumenische Räte, Arbeitsgemeinschaften, Gruppen und Bewegungen mit ein. Die dritte Seite nennt jeweils konkrete Anliegen des Dankes und der Fürbitte und enthält ein formuliertes Gebet, das nach Möglichkeit aus der jeweiligen Region stammt. Die vierte Seite ist frei für ergänzende Informationen und Bemerkungen. Der Kalender steckt noch tief in der Vorbereitungsphase. Und doch kann man schon jetzt sagen, daß er eine Möglichkeit anbieten wird, wie alle Kirchen der Welt einander begegnen können – und sei es nur in der Form der Information – und wie sie in eine Gemeinschaft miteinander treten können: in diesem Falle eine Gebets- und Fürbittgemeinschaft, eine der wesentlichen Formen christlicher Gemeinschaft überhaupt.

Ökumenische Gemeinschaft

Wir haben bisher dem ersten Teil unseres Themas, „Erfahrbarkeit des Glaubens...“, die Hauptaufmerksamkeit gewidmet: zunächst berichtend, was in verschiedenen Arbeitsgemeinschaften auf Tagungen zu diesem Thema bisher erarbeitet wurde, dann – ebenfalls auf praktische Erfahrungen zurückgreifend – einige Modelle ökumenischer Begegnung bedenkend: von Person zu Person, von Gemeinde zu Gemeinde, von Kirche zu Kirche. Es ist jedoch deutlich geworden, daß bei all diesen Formen der Begegnung – gerade wegen ihres erlebnishaften Charakters – die personale Beziehung im Vordergrund steht. Auch bei dem Kennenlernen anderer Gemeinden (wie es im Taufseminar der Ökumenischen Centrale praktiziert wurde) und anderer Kirchen (wie es durch den Fürbitt-

kalender gefördert werden könnte) bleibt eben diese Erfahrung doch auf die beteiligten Personen beschränkt. Wie aber kann die Anerkennung, die Annahme, die dabei erfahrene Gemeinschaft zu einer Realität werden, die Gemeinde als Ganze, Kirche als Ganze umgreift? Wie kann es zu einer Gemeinschaft zwischen Kirchen und Gemeinden kommen, die auf dieser personalen Begegnung aufbaut?

Wie personale Gemeinschaft und Annahme wächst durch die erlebte Entdeckung, „daß wir in Christus eins sind“ (IEF-Thesen), so muß ekklesiale Gemeinschaft hervorgehen aus der gemeinsamen Entdeckung der uns bereits geschenkten Einheit in Christus und in seinem Geist.

Ausgangspunkt der weiteren Überlegungen soll hier ein Gedanke sein, den Nikos Nissiotis in seinem Vortrag zum 50jährigen Jubiläum von Glauben und Kirchenverfassung in Lausanne 1977 entwickelt hat.¹³ Er geht aus von der Anrufung des Geistes, der Epiklese in der Kirche, als deren Antwort das Heil Christi, das für alle Zeiten gegeben ist, in eine permanente geschichtliche Wirklichkeit verwandelt wird.¹⁴ In dieser Epiklese wird deutlich, „daß uns die Einheit durch den Geist gegeben ist, um unaufhörlich durch die Charismata des Heiligen Geistes wiederhergestellt zu werden“.¹⁵ Und so wird uns „eine kirchliche Realität“ enthüllt, „an der wir alle als Mitglieder getrennter christlicher Gemeinschaften teilhaben“. Diese Realität nennt Nissiotis Ekklesialität: „Ihre konstitutiven Elemente sind die Taufe im Namen der Dreieinigkeit zusammen mit der Bestätigung durch den Geist, welche der Epiklese folgt; die eucharistische Feier, in deren Mittelpunkt die Epiklese steht; die Botschaft der Kirche auf der Grundlage der biblischen Botschaft, in der ebenfalls das Wirken des Heiligen Geistes zum Ausdruck kommt; die Charismata als Manifestationen des Geistes, in denen durch den Dienst in der Welt . . . die Bande der Einheit ihren Ausdruck finden, und schließlich die eschatologische Erwartung. . . Diese lebensspendenden Elemente, die uns auf die Epiklese hin geschenkt werden, vereinigen uns von neuem im Leib Christi, sie fordern von uns eine wirkliche und gelebte interkonfessionelle Teilhabe, ein Glaubenserlebnis, das trotz aller konfessionellen Grenzen möglich ist und über diese hinausgeht.“¹⁶

Diese Argumentation ist sehr ähnlich der des Ökumenismusdekrets des Zweiten Vatikanischen Konzils („Unitatis redintegratio“). Dieses nennt (Abs. 3) die ekklesialen Elemente und Güter, die auch außerhalb der sichtbaren Grenzen der katholischen Kirche existieren können, „das geschriebene Wort Gottes, das Leben der Gnade, Glaube, Hoffnung und Liebe und andere innere Gaben des Heiligen Geistes und sichtbare Elemente“; und gleich danach wird betont, daß es sich dabei nicht nur um einzelne Elemente handelt, sondern: „Der Geist Christi hat sich gewürdigt, sie (die getrennten Kirchen und Gemeinschaften) als Mittel des Heiles zu gebrauchen.“ Wenn diese Elemente also nicht nur Splitter

sind, sondern in ihrer Zusammenordnung Wege des Heiles sind, dann muß ihnen ekklesialer und – in katholischer Sprechweise, nach der die Kirche als „Ursakrament“ bezeichnet wird – sakramentaler Charakter zugesprochen werden.

Walter Kasper interpretiert dies dahingehend, daß man folglich nicht nur sagen könne: „Es gibt die katholische Kirche, in der die Kirche Jesu Christi sich konkret verwirklicht, und daneben ekklesiale Elemente, sondern: die eine Kirche Jesu Christi selbst ist gespalten in getrennte Kirchen und kirchliche Gemeinschaften. . . Auf was es hier ankommt ist, daß im Geist schon jetzt eine wirkliche noch unvollkommene Einheit besteht.“¹⁷

Nissiotis leitet aus seinem Gedankengang die Forderung ab, „diese Ekklesialität in der Praxis gemeinsam einzuüben und zu bekennen“.¹⁸ Genau das aber ist Weg und Ziel der Arbeit im Rahmen des Themas „Erfahrbarkeit des Glaubens in ökumenischer Gemeinschaft“. Kasper fordert dasselbe mit anderen Worten: „Der Weg müßte führen in Richtung auf eine gegenseitige Anerkennung der vom einen Geist gewirkten ekklesialen Realitäten. . . Es geht also um eine immer stärkere Realisierung der in einem Geist schon bestehenden Einheit in der Vielheit, besser: um eine Entwicklung, in der auf dem Weg gegenseitiger Rezeption und Anerkennung die jetzt noch trennende Vielheit zur Vielfalt in der Einheit wird.“¹⁹

Diesem Prozeß der gegenseitigen Rezeption und Anerkennung dient das Erfahrbarmachen des Glaubens, die gegenseitige Bereicherung in der ökumenischen Begegnung. Die Erfahrungen, die in diesem Zusammenhang im Laufe des vergangenen Jahres gemacht wurden und die oben beschrieben sind, zeigen, daß es dabei um die Substanz des christlichen Glaubens geht: Wenn eine Tagung über „Ökumene vor der Barriere Angst“ zu der Erkenntnis kommt, daß diese Angst letztlich im Mangel an Glauben und an echter Tiefenerfahrung unseres Glaubens begründet ist; wenn andererseits Christen durch das Kennenlernen anderer, fremder Gemeindewirklichkeiten (in ihrem Taufgottesdienst) zu einer vertieften Rückbesinnung auf ihren eigenen Glauben in seiner Ganzheit geführt werden, dann ist dies eine geistliche Bestätigung für eine historische Tatsache:

Die Kirchen und Christen sind zur „redintegratio unitatis“ aufgebrochen vom Missionsfeld her. Die Kirchen haben die Ökumene entdeckt, als sie – vor und nach dem Ersten Weltkrieg – ihre selbstverständliche Vorrangstellung in ihren jeweiligen Gesellschaftsordnungen verloren und nach ihrem Zeugnis in einer säkularisierten Gesellschaft gefragt wurden. Die Kirchen erinnerten sich in einer Situation, in der die Welt technisch, wirtschaftlich und politisch zu einer Einheit zusammenwächst, an das gemeinsame Bekenntnis, das von ihnen gefordert wird durch das Gebet des Herrn: „daß alle eins seien . . ., damit die Welt glaube“ (Joh 17,21).

Durch ihre Bekenntnissituation in der Welt von heute sind die Christen und Kirchen zur Annäherung gedrängt worden, aufeinander angewiesen worden; und in der ökumenischen Begegnung haben sie ihr eigentliches Proprium vor und gegenüber und für die Welt erkannt und müssen es noch weiter und deutlicher erkennen: Jesus Christus ist der Herr.

ANMERKUNGEN

¹ Abgedruckt in: Ökumenische Rundschau, Heft 1/1977, 1–15, hier bes. 13 f.

² Vgl. den Bericht zu dieser Tagung in: KNA-Ökumenische Information, Nr. 11/1977, 16. 3. 1977.

³ Christ in der Gegenwart, 41/1977, 331 f.

⁴ Dokumentiert in: „Einheit der Christen in Hamburg“, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Hamburg, Nr. 7/8, Juli/August 1977.

⁵ Dieselbe Erfahrung berichtet für den gesamten Bereich der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung Yves Congar in seinem Vortrag zum 50jährigen Jubiläum in Lausanne 1977: „Man konnte die Kirchen nicht in Thesen einfangen. Die Anglikanische Kirche ist etwas anderes als die 39 Artikel. Die Kirchen waren etwas Ganzheitliches, wo jedes Element seinen Sinn aus dem Ganzen schöpfte. Es waren geistliche Realitäten, die Menschenleben Nahrung gaben und die aus dem Leben Nahrung fanden. Man konnte sie eigentlich nur durch Erfahrung oder durch Weitergeben von Erfahrung wirklich verstehen.“ ÖR Heft 3/1977, 270.

⁶ Vgl. dazu Karl Lehmann, Neuer ökumenischer Mut, in: Christ in der Gegenwart, 1976, 221 f.

⁷ Vgl. dazu die Anregungen des Workshops „Spiritualität“ auf der Vollversammlung des ÖRK in Nairobi für ein Programm des „Suchens und Entdeckens“, Bericht aus Nairobi, Frankfurt 1976, 321 f.

⁸ Derzeitiger Vorsitzender der deutschen Sektion: Pfarrer Heinrich Brüggemann, Beurhausstraße 75, Dortmund.

⁹ Aus: Johannes Lütticken OSB, Die ökumenische Berufung der IEF: Erfahrung, Annahme und Bezeugung der Gemeinschaft im Geist. Vortrag auf dem internationalen IEF-Treffen 1976 in Malonne/Belgien.

¹⁰ Materialdienst der Ökumenischen Centrale Nr. 10/1977, bes. 10 f.

¹¹ Berichte darüber vgl. Materialdienst der Ökumenischen Centrale Nr. 1/1977; KNA-Ökumenische Information Nr. 27, 6.7.1977, 5–8; Klaus Schmidt, Gemeinden lernen einander kennen, Una Sancta, Heft 3/1977, 187–194.

¹² Eine ausführliche Dokumentation des Modellversuchs ist ab Frühjahr 1978 als Ökumenisches Arbeitsheft bei der Ökumenischen Centrale zu beziehen.

¹³ ÖR Heft 3/1977, 297–313.

¹⁴ Vgl. ebd. 302.

¹⁵ Ebd. 307.

¹⁶ Ebd. 310 f.

¹⁷ Walter Kasper, Die Kirche als Sakrament des Geistes, in: W. Kasper / G. Sauter, Kirche – Ort des Geistes, Freiburg – Basel – Wien 1976, 48 f.

¹⁸ A.a.O. 311.

¹⁹ A.a.O. 49 f.